

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 258.

Posen, den 9. November 1928.

2. Jahrg.

Copyright by: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 52.

## Heimkehr.

Roman von Gertrud Weymar-Hey.

(6. Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Es ist das Wetter, dachte Marie, dieses graue Wetter ist es, das mich bedrückt. Aber ihr wurde nicht leichter zumute, als die Nebelwand sich jetzt lichtete. In ihrer Unruhe lief sie immer wieder ans Fenster. Plötzlich griff sie haltsuchend hinter sich. Denn dort den Weg herauf kam eine kleine, verwachsene Gestalt. Das mußte der sein, von dem ihr Stefan gestern gesprochen hatte, — Pauls Sachwalter. „Du mußt selbst entscheiden, Marie, ob du ihn anhören willst.“ Lieber, Liebster, wie deine Stimme da gebebt hat! Hab' keine Sorge, — ich laß' ihn nicht ein, ich hör' ihn nicht an!

Klingklang. Die Haustür! Großer Gott, die Tür war ja nicht verschlossen. Gleichzeitig wütendes Hundegebell. Sie trat aus der Stube, wo sie aufgeräumt hatte und rief den Hund. Der Froh war imstande und zerriß dem Herrn die Hosen.

Emil Geier lehnte an der Wand und rang nach Atem. Das rasche Bergansteigen war nichts für seine zusammengedrückte Brust gewesen. „Darf ich . . .“ Er machte eine hilflose Handbewegung.

Sie öffnete stumm die Tür zur Stube, die noch nicht ausgeföhlt war vom gestrigen Sonntag, und rückte ihm einen Stuhl zurecht, auf den er schwer niedersank. Kurz und feuchend ging sein Atem; angstvoll verzerrt war das unschöne, rote Gesicht. Er tat ihr leid, und ihre Feindseligkeit milderte sich.

Endlich war der Asthma-Anfall vorüber. Geier triumphierte heimlich. In ihren offenen Zügen las er, daß seine Gebrechen eine Brücke für ihn geschlagen hatten. So empfand diese Art von Frauen: Immer war der ihr Nächster, der litt. Da konnte man also einhaken; da war die schwache Stelle. Er verbeugte sich im Sitzen. „Rechtskonsulent Geier. Ich komme im Auftrage des Herrn Paul Vogt.“

Sie setzte sich ihm gegenüber und nickte kaum merklich. Wenn er nun einmal hier war, mußte sie ihn auch anhören. Das erforderte die einfachste Höflichkeit. Tun und lassen konnte sie ja trotzdem, was sie wollte.

„Mein Klient läßt freundlichst grüßen. Er befindet sich natürlich in einem sehr traurigen Gemütszustand. Sie können sich das vorstellen, nicht wahr? Während des Krieges und auch nachher in der trostlosen Verbannung hat ihn nur eines aufrechterhalten: der Gedanke an Sie und sein liebes Heim, das auf ihn wartete. Immer wieder, sagt er, hat er sich ausgemalt, wie das sein würde, wenn er zurückkommt. Hundert- und aber hundertmal ist er in Gedanken den Weg zu seinem Häusel heraufgestiegen.“ Er senkte die Stimme. „Und dann kam alles so ganz anders.“

Marie seufzte und wandte sich ab.

Er neigte sich mit einer väterlichen Geste näher zu ihr hin. „Meine liebe Frau Kaiser, niemand macht Ihnen einen Vorwurf daraus. Sie haben im besten Glauben gehandelt, als Sie sich wieder verheirateten.

Aber dieser Glaube war ein Irrtum. Und es ist gottlob, noch nicht zu spät, den Irrtum wieder gutzumachen. Es ist Ihnen sicher nicht bekannt, daß Ihnen nach der Rückkehr Ihres ersten Mannes laut Paragraph 1350 des Bürgerlichen Gesetzbuches das Recht zusteht, innerhalb sechs Monaten Ihre zweite Heirat wegen Irrtums anzufechten?“

Jetzt wandte sie sich ihm wieder zu. Das Mitleid mit ihm, dem Gebrechlichen, und mit Paul, das sie eingekullt, fast willenlos gemacht hatte, war wie ausgelöscht. „Doch,“ sagte sie hart, „es ist mir bekannt. Mein Mann sprach gestern schon davon.“

Er horchte erstaunt auf. „So haben Sie gestern mit Herrn Vogt gesprochen. Davon weiß ich ja gar nichts.“

Sie stand entschlossen auf, obgleich ihre Knie zitterten. Mit dieser Bewegung zerriß sie gleichsam die Schlingen, die er um sie geworfen hatte. Empörung rötete ihre blassen Wangen, und ihre dunklen Augen blühten. „Wenn Sie so gut mit dem Gesetz Bescheid wissen, dann wissen Sie auch, daß meine erste Ehe nicht gilt. Wenn ich also von meinem Manne spreche, so meine ich natürlich nicht Paul Vogt.“

Er tat, als merkte er nichts von ihrem Zorn. Stefan Kaiser hatte seiner Frau selbst Bescheid gesagt? Das war ja höchst interessant. Die Beweggründe, die Stefan dazu gehabt hatte, verstand er seiner ganzen Wesensart nach nicht. Für ihn gab es nur eine Erklärung: Dem schönen Stefan war seine Ehe wahrscheinlich leid geworden. Er begrüßte die Gelegenheit, auf anständige Manier davonzukommen, wollte aber der Frau in einer gewissen Ritterlichkeit, die ihm durchaus ähnlich sah, die Vorhand lassen. Immerhin merkwürdig, denn die Frau war eigentlich allerliebste. Man konnte es dem Vogt nicht verdenken, daß er ihr nachtrauerte. Einen Augenblick tat sie ihm fast leid. Der gute Paul war doch viel zu derb und zu ungebildet für sie. Und es würde ein ärmtliches Los sein, das sie an der Seite des Halbinaliden erwartete. So ein Glasmaler war ja auch kein Krösus, und die Glasindustrie hatte in den letzten Jahren oft wochenlang stillgelegen. Aber Kaiser, der außergewöhnlich geschickt sein sollte, mußte doch recht gut verdienen. Das Mohhäusel sah nicht nach Mangel aus. — Doch — was ging das ihn an? Für ihn handelte es sich nicht um das Schicksal der Frau. Er hatte es übernommen, Paul Vogts Sache zu führen. Sie hatte ja früher mit ihm gelebt; sie würde sich auch wieder an ihn gewöhnen, wenn es nur gelang, ihr den anderen auszureden.

Er wiegte lächelnd den Kopf. „Also, Herr Kaiser hat Ihnen das gesagt? Aber das ändert ja die ganze Sachlage zugunsten meines Klienten. Da doch nicht anzunehmen ist, daß Ihr Gatte Ihnen selbst die Waffen gegen sich in die Hand liefern wird, so muß man demnach glauben, — verzeihen Sie, ich will gewiß nicht ungalant sein, — es ist eigentlich kaum denkbar bei einer so hübschen jungen Frau, — aber schöne Männer sind ja meist wankelmütig, — man verwöhnt sie zu sehr, — die Weiber laufen ihnen nach . . .“

Marie stützte sich fest auf den Tisch, an dem sie stand. „Was soll das heißen?“



Geier beobachtete sie gespannt. Wirkte das Gift, das er ihr tropfenweise einschlößte? — Nun noch das Letzte! „Ja, meine liebe Frau Kaiser, man muß eben annehmen, daß Ihrem Gatten seine Ehe selbst leid geworden ist. Auch ihm steht ja das Recht zu, sie anzusehen. Aber das will er natürlich nicht. Darum gibt er es Ihnen sozusagen an die Hand.“

Sie hatte ihn erst verständnislos angesehen. Nun fuhr sie auf. „Gehen Sie!“ Sie bebt am ganzen Leibe. „Gehen Sie. — Sie Teufel!“

Er stand gelassen auf. „Ich gehe also, Frau Kaiser.“ Seine Stimme blieb nach wie vor weichlich-sanft; nur ein leises Gefräßtsein schien darin zu zittern. „Ich gehe. Aber vergessen Sie nicht, daß ein armer Mensch, der den Glauben an Sie nicht aufgeben will, Tag und Nacht sehnsüchtig auf Ihre Antwort wartet! Und bedenken Sie noch eins: Ihr jetziger Mann ist ein starker, an Leib und Seele gesunder Mensch. Der käme auch allein durch das Leben. Bogt geht zugrunde, wenn Sie ihn von sich stoßen! Bedenken Sie wohl, ob Sie diese Schuld auf sich nehmen können!“ Er ging, zufrieden wie ein Schauspieler, der fühlt, daß seine Abgangsworte gewirkt haben. — Froh, der ausgesperrt gewesen war, knurrte feindselig hinter ihm her. —

Am Waldrande wartete Paul Bogt. „Was — was hat sie gesagt?“

Geier klopfte ihm auf die Schulter. „Geduld, Geduld, Herr Bogt!“

Paul Bogt kniete zusammen. „Also — war's nichts?“

„Doch, doch. Ich habe ihr alles auseinandergesetzt. Meine Worte werden nachwirken, verlassen Sie sich darauf! — Wo wollen Sie denn hin, Mann?“

„Ich will — alleine will ich zu ihr.“

„Bleiben Sie! Sind Sie denn wahnsinnig? Sie würden ja alles verderben!“

Hilflos starrten ihn die hellen Augen an. „Aber ich muß sie doch sehen, ich halt's doch nicht aus!“ Er preßte stöhnend die Faust an den Mund, schlug seine Zähne hinein. Der Schmerz schüttelte ihn förmlich.

„Uebermorgen“, beschwichtigte Geier. „Am Mittwoch bei der Beerdigung der alten Frau Schwedler werden Sie sie sehen. Kommen Sie jetzt!“

„Hat sie's gesagt?“

Geier wich aus. Ihm lag nur daran, den anderen jetzt zum Auto zurückzubringen. Wer hätte gedacht, daß solch eine Leidenschaftlichkeit in diesem primitiven Menschen steckte! Natürlich wird sie der Nachbarin das letzte Geleit geben. „Kommen Sie, Herr Bogt! Wenn Sie nur Geduld haben, wird noch alles gut werden. Bedenken Sie, zwei Jahre hat Ihre Frau mit dem Kaiser gelebt! Da kann man sie nicht von heute auf morgen losreißen. Aber es wird gelingen, — vertrauen Sie mir!“

Hörte Paul die sanfte Stimme? Das Schütteln überkam ihn, und Geier mußte ihn stützen, so gut er es vermochte. Dann ließ er sich willenlos zum Auto zurückführen. — Die Lampen schimmerten noch fahl und zwecklos in den hell gewordenen Tag hinein. Klar und prächtig war jetzt der Ausblick ins Tal. Paul Bogt sah nichts von allem. Uebermorgen! dachte er. Uebermorgen! Und er klammerte sich an dieses Wort, an diesen Begriff, wie wir uns immer an Worte und Begriffe klammern, um nicht in den Abgrund des Ungewissen zu stürzen, der unter uns allen gähnt — unser Leben lang. —

Die alte Schwedler-Mutter wurde zu Grabe getragen. Nur wenige von den zahlreichen Verwandten und Freunden, die gekommen waren, ihr das letzte Geleit zu geben, hatten bei der Trauerfeier im Hause Platz gefunden. Marie und Stefan waren unter diesen wenigen gewesen.

Jetzt formte sich der Trauerzug. Hoch schwankte das Kreuzifix voran, und golden blinkten die Instrumente der

Musiker in der Sonne. Den schmalen Weg hinab mußte der hellbraune, blumengeschmückte Sarg getragen werden. Erst unten auf der Fahrstraße wartete der Leichenwagen.

Fünfundachtzig Jahre war die Schwedler-Mutter alt geworden, und fünfundachtzig Jahre hatte sie in dem kleinen, grauen Haus am Hang gelebt. Die Grenze ihrer Welt war der Gebirgskamm da droben gewesen. Nun hatte ihre Welt keine Grenzen mehr. — Aber Rübezahl, der Berggeist des Riesengebirges, der im Aberglauben der alten „Onnerusel“ neben dem lieben Gott noch sozusagen als kleiner Machthaber (mit dem aber beileibe nicht zu spaßen war), existiert hatte. Rübezahl meinte es zum Abschied noch einmal gut mit der braven Schwedler-Mutter. In silberklarem Glanze lag der Kamm. Die rauhen, ungebärdigen Gebirgswinde hockten gefesselt in den Schneegruben, und nur ein lauer, beinahe frühlingshafter blauer Hauch, — für einen Oktobertag in dieser Gegend etwas ganz Ungewöhnliches, — spielte liebkosend um die Kränze auf dem Sarge. „Schlaf' od', Onnerusel!“ schien er zu wispern. „Bis od' stille!“ — Sterben müßt ihr alle, ihr Menschenkinder, verwehen, wie der Hauch, wie der Ater: verweht. Aber der, dessen Hauch, dessen Atem ihr seid, vergeht nicht. Jedes Menschenleben ist ein Atempaß Gottes.“ —

Zunächst hinter dem Sarge stellten sich die Männer auf, ihre blanken Zylinder glänzten schwarz und feierlich. Unruhig suchte Marie, die weiter hinten bei den Frauen stand, ihre Reihen ab und atmete schließlich auf. Wohl ragte Stefans liebe, hohe Gestalt hervor, — den anderen, den sie zu sehen gefürchtet hatte, fand sie nicht. Etwas Warmes, Weiches stahl sich in ihre Hand. Die kleine Dordel, das Enkelkind der Entschlafenen, schmiegte sich in kindlichem Grauen vor den vielen schwarzen Menschen dicht an ihre Seite. Sie faßte das Kinderhändchen fester und hatte plötzlich ein sonderbares Empfinden. Der leichte Druck der kleinen Finger übertrug sich als feines Kieseln von der Innenseite ihrer Hand durch Arm und Schulter auf ihre Brust und sank dann in ihren Schoß, wo sie ihn tief innen verspürte — weich und zart, wie das Gewicht einer Rosenknospe. Sie schloß erschauernd die Augen und gab sich sekundenlang diesem fremden und doch so unsäglich wohlthuenden Empfinden hin und schrak erst auf, als die Blasinstrumente mit einem tuschartigen Schmettern einen Choral begannen, der die alte Onnerusel bestimmt aufgeweckt hätte, wenn Tote noch erwachen könnten.

Auch der Mann, der unten auf der Fahrstraße unweit des Leichenwagens wartete, hörte die vertrauten Klänge, und sein Herz begann heftig zu klopfen. Nun mußten sie bald kommen. „Lauten“ taten sie auch bereits. Feierlich riefen die Glocken aus dem Tafe der Schwedler-Mutter ihr „Kumm, komm, komm!“ entgegen. Gern, ach so gern, wäre er mit ins Trauerhaus gegangen. Aber Geier hatte ihn eindringlich gewarnt: „Beherrschen Sie sich, Herr Bogt! Sehen Sie Ihre Frau heute nur von ferne! Der Boden ist gelodert, und ich habe meine Saat ausgestreut. Aber wenn Sie sich ihr jetzt aufdrängen, können Sie alles verderben.“ Dieser Einspänner hatte gut reden. Der wußte nicht, was da in einem bohrte und fraß. Und doch hatte er auf den „Ungefunten“ gehört. Klug war der. Und er, Paule, fürchtete sich ja so davor, wieder Ablehnung und Angst — Angst vor ihm selbst! — in Marias Augen zu lesen. Nee, nee od'! Das ging über seine Kraft.

Er nahm den Zylinder ab, der vom „seligen Linke“ stammte und ihm, viel zu weit, immer wieder über die Ohren rutschte, und wischte sich die Stirn und strich gewohnheitsmäßig über die Narbe. Schon blinkte es oben am Waldrande messinggolden auf, und die Klänge des Chorals schoben sich breit und wuchtig näher. Sie kamen. Ihm schwindelte. Wenn ihn nur jetzt das Schütteln nicht überfiel!

(Fortsetzung folgt.)



# Der deutsche Verlag des Optimismus.

Die großen modernen literarischen Verlage beginnen in das Zeitalter der Subtilitäten zu treten. Vieles, was sich der Vorkriegsgeneration um die Jahrhundertwende noch als Most vorstellte, ist nun allmählich Wein geworden. Viele dieser „modernen“ Verlage sind über vierzig Jahre alt, wie der Verlag S. Fischer in Berlin, oder über dreißig, wie der Verlag Eugen Diederichs in Jena und die „Insel“ in Leipzig. Nun tritt in diesem Jahr der Verlag Georg Müller in sein 25. Jahr. Er feiert das Jubiläum, indem er der deutschen Lesewelt einen Gesamtatlas seiner sämtlichen Verlagswerke, der vergriffenen, ausgeschiedenen und der lieferbareren, vorlegt. Auf ihn wird noch zurückzukommen sein.

Die moderne Dichtung um die Jahrhundertwende konnte unmöglich damit rechnen, in den alten Verlagen, die damals führten, Verständnis und Förderung zu finden. So entstanden Verlage eigens für die neue literarische und künstlerische Bewegung. Das „neue Kunstgewerbe“ wurde einbezogen; es gab Künstler, die Möbel und Bucheinbände zugleich entwarfen, und oft genug sahen freilich damals Bücher wie Einrichtungsgegenstände aus.

S. Fischer war der Verlag des Naturalismus. Die „Insel“ bildete ein wenig mit Hofmannsthal, Rilke und der starken Betonung Goethes und der Klassiker den Gegenpol dazu. Diederichs war der Verlag des neuen deutschen Kulturwillens, einer neuen Philosophie und Religiosität, Piper und die beiden Cassierer in Berlin waren die Verlage der damals so umstrittenen neuen Kunst: des Impressionismus.

Georg Müller aber — in München von einem Mainzer Kind gegründet — legte sich von Anfang an weniger auf eine „literarische“ oder „künstlerische“ Richtung fest: mit großer, verbender Wärme versuchte er sofort, süddeutsches Schrifttum, süddeutsche Literatur bei sich zu vereinen. Das Wort „München“, für viele der Inbegriff des „Künstlerischen“, Lebensfreundlichen und Lebensfrohen, des Volkstümlichen und Heiteren — das Wort „München“ ist freilich von dem Namen Georg Müller untrennbar.

Und blättert man diesen starken, rund zweitausend Nummern umfassenden riesigen Katalog des Verlags Georg Müller durch, so verblüht sich aus der zuerst unübersehbaren Fülle, dem zunächst chaotisch erscheinenden Durcheinander von Namen und Editionen das Bild dieses riesigen Verlags zu der Summe: Süddeutscher Konserbationismus mit echt süddeutscher künstlerischer Lebenslaune.

Der strenge, heilig-ernste, sich selbst so wichtig nehmende Geist des literarischen Intellektualismus ist diesem Verlag immer fremd geblieben. Das ist eben sein so sehr süddeutscher Charakter. Wenn Otto Julius Bierbaum, der lebenslustige, der ewig begeisterte, als großer Anreger und Freund Georg Müllers für so viele Jahre frühe Publikationen des Verlags als Herausgeber zeichnet, so kann heute wohl gesagt werden, daß Bierbaum dem Verlag nicht eine literarische Note gab — er gab ihm dafür sein hinreißendes Temperament, den optimistischen Schwung, ohne den eine so ungeheure Menge riesiger Unternehmungen, ganzer „Bibliotheken“ unmöglich aufzubringen konnte.

Dieser Verlag ist wirklich der deutsche Verlag des Optimismus. Er hat eine Sammlung „Lebenskunst“ in seinen Verzeichnissen, eine „Gastrosophische Bücherei“, die ganz auf den großen Humor, ganz auf Lebensweisheit gestellte „Bücherei der Abtei Thelhem“, die Bierbaum selbst gründete und herausgab, und deren entzückende Duodez-Bände ganz und gar süddeutsches Rokoko sind.

Rokoko! Die schönen Werke über diese Kulturperiode — Memoiren, Briefe, Denkwürdigkeiten, Werke über Rokoko-Architektur — bilden schon einen Katalog für sich. Sie konnten wirklich nur in einem so stark dem Süden Deutschlands verbundenen Verlage erscheinen.

Der Katalog der nicht mehr zu liefernden Werke gibt auch die Jahreszahlen des Erscheinens jedes Wertes an. An ihnen erweist sich, daß Georg Müller ganz bemüht so etwas wie einen Sammelplatz süddeutscher Dichtung, einschließlich Oesterreich, anstrebte. Unter den ganz frühen Gesamtausgaben finden sich Namen, die in Mittel- und Norddeutschland fast unbekannt sein dürften: Adolf Richter mit dreißig Bänden, Ferdinand Kürnberger mit acht Bänden, Franz Reim mit fünf Bänden, Daniel Spitzer, der Wiener, mit drei Bänden. Sehr bezeichnend: Jeremias Gotthelf mit 24 Bänden!

Eine große Sammlung heißt: „Denkwürdigkeiten aus Alt-Oesterreich“, zwanzig stattliche, reich illustrierte, gründlich kommentierte Bände: ein überreiches Quellenwerk über den großen Glanz, die Festlichkeit, den Reichtum und das Alter der Kultur Oesterreichs. Schon früh beginnen die süddeutschen Dichter — süddeutsch von Wien bis zum Rhein — sich um Georg Müller zu scharen. Es ist zum Teil die Gruppe von Männern, die mit Hans Thoma und Hans Pfizner seinerzeit die Süddeutschen Monatshefte gründeten: Wilhelm Weigand, Berno Rittenauer, Wilhelm Schäfer, der die „Alpenlande“ gegründet hat, G. G. Kolbenheyer, Wilhelm Fischer-Graz, die Wiener Richard Schmalz, Otto Stoeßl, die Pfälzerin Anna Croissant-Rust, der Schweizer Karl Meibtreu, der Wiener Karl Hans Strobl.

Es ist sehr interessant zu beobachten, wie dieser warme süddeutsche Geist des Gründers des Verlags Auswahl schafft: Der „literarische“ Roman, die leicht etwas hochmütige und exklusive „Geistigkeit“, dem Süddeutschen überhaupt fremd, findet in diesem Verlag des Optimismus und der Lebensbejahung keinen Eingang: seine Autoren sind Volksdichter, volkstümliche Dichter von der Art Wilhelm Schäfers oder Paul Ernsts oder der Kolde Kurz.

Einen weiteren Katalog für sich machen die monumentalen Klassiker- und Gesamtausgaben aus: sie präsentieren sich nach außen wie für die reichen Bibliotheken süddeutscher Hof- und Barock-Schlösser geschaffen. Und waren doch die ersten großen Klassiker-Ausgaben (verwaltet von Carl Schüddelapp, Norbert von Gellingrath, Julius Petersen, Oskar Walzel, Henri Thode), die des pädagogischen Einschlags entbehrten, die festlich schon sich darboten und die wirklich eine Renaissance der deutschen Klassiker herbeiführten. Es ist nicht möglich, alle diese Ausgaben aufzuführen: Goethe, Schiller, Hölderlin, Schaferspeare, Brentano, Hoffmann, Ludwig, Heine, Hebbel, von Ausländern Turgenjeff, Gogol, Thackeray, Poe, neuerdings Stendhal, Musset, Diderot, Lawrence Sterne. Man hatte es bisher nicht anders gewußt, als daß „wissenschaftliche“ Ausgaben scheußlich, mindestens unscheinbar wie Schulbücher aussehen mußten. Die Georg Müllerschen Gesamtausgaben waren bei aller Wissenschaftlichkeit wirklich schön, zum Teil klassisch schön.

Blättert man weiter in diesem riesigen Kompendium, so muß man den Worten Herbert Gulenbergs glauben, der kürzlich über den Müllerschen Verlag und seinen Gründer schrieb: er habe den Ehrgeiz gehabt, womöglich „alles“ zu verlegen. Als dann Georg Müller 1917 starb, scheint der Geist des Gründers sich auf seine Nachfolger übertragen zu haben. Zum Teil sind es alte, zum Teil neue Pläne, die, zu ungünstigster Zeit, in einem erstaunlichen Tempo realisiert werden: Vervollendet wird die 44bändige Strindberg-Ausgabe, von Webedind erscheint eine Gesamtausgabe in neun Bänden, eine kolossale Polnische Bibliothek wird gegründet, wieder fallen gelassen, nachdem zehn Bände erschienen sind; ein ganz neuer Typus der Architektur-Publikation wird geschaffen in dem wunderbaren Werk über die „Würzburger Residenz“; aus dem übernommenen Erbe des rheinischen Mäzens Karl Ernst Osthaus entsteht eine prachtvolle Sammlung großer Tafelwerke: Der indische Kulturkreis in Einzelabdarstellungen, eine andere Bibliothek: „Kulturen der Erde“, ebenfalls von Osthaus mit dessen großem photographischen Bildarchiv übernommen, wird zunächst fortgesetzt, dann wieder abgegeben.

Abgegeben wird so manches: dieser Verlag wird sonst unübersehbar. Ganz neue Verlage entstehen aus Teilen des Müllerschen. Der Propyläen-Verlag in Berlin leitet seinen Namen aus der von ihm übernommenen Propyläen-Goethe-Ausgabe her, die Georg Müller 1900 anordnete.

Optimismus, süddeutscher Optimismus: das ist das Zeichen dieses sich ewig in Bewegung befindlichen, sich ewig erneuernden Verlags. Die Reihe der großen Memoiren-Werke wird fortgesetzt, auf fünfzehn schwere Bände erweitert sich die schöne „Bibliothek der Philosophen“, die Fritz Mauthner gründete, gewichtige Monographien erscheinen über die Städte und Kulturkreise Rom, Siena, Venedig, Ferrara, Florenz; das große Werk über den „Menschen der Renaissance“ bringt Band auf Band (herrliche Tafeln), die ganze klassische Novellistik der deutschen, italienischen und französischen Renaissance liegt in kostbaren Ausgaben vor („Perlen romantischer Prosa“); gegründet wird eine spanische Bibliothek, kurz vor Kriegsende sogar eine Jüdische Bibliothek, die die große „jüdische Literatur“ vermitteln sollte. Die Briefe Jakob Burckhardts erscheinen, Strindbergs Briefe und die seltsamen Briefe Frau Webedinds, daneben die schönen Briefe des Präsidenten de Broffes aus Italien, die Goethe so liebte, Mozarts Briefe erscheinen in fünf starken Bänden, eine für alle Zeiten endgültige Ausgabe, die turbulenten Briefe Bierbaums, die Briefe Jean Pauls (vier starke Mäler), die Briefe Platens, Schopenhauers, Franz Schuberts, Tolstois, Ludwig Thomas.

In den letzten Jahren wird ausgegeben Machiavelli in sechs Bänden, Stendhal in fünfzehn, Luther in acht, Leskov in drei; eine Sammlung heißt: „Meisterwerke orientalischer Literaturen“, welcher Reichtum allein in ihr! Eine andere „Bücherei der neuen Erapionsbrüder“, sie gibt die Romantiker in musterwilligen Legten.

Wo kommt man hin, wenn man alle die wirklich monumentalen wissenschaftlichen Ausgaben aufzählen will; der literarische Nachlaß Vasaris, die Memoiren Cellinis und Casanovas, der „Hofmann“ des Castiglione und der ganze Rabelais, die kulturgeschichtlich so interessanten „Gefgeschichten“ des Eduard Wehse (preussische, bayerische, badische, heftige) und die russischen von Gusevskolpe, die vielbändigen Memoiren der Kardinalen Rich und Lauzun und Mazarin, die Denkwürdigkeiten des Herzogs von Comminges, die Erinnerungen Ernst Moritz Arndts, Dohlenstüglers und Saint-Simons; welcher Reichtum an historischem Material liegt allein in dieser Abteilung des Verlags beschaffen! Eine ganze Märchenbibliothek gibt es in diesem Verlage; es gab eine achtbändige Ausgabe Montaignes und eine Eichendorff-Ausgabe. Die Romanautoren Müllers waren zugleich auch in vielen Fällen die Editoren seiner wissenschaftlichen Ausgrabungen und Editionen. Wilhelm von Scholz hat Lustspiele des Plautus, Rittenauer den Rich und Lauzun, Paul Ernst an die zehn Bände literarischer Nacharbeiten herausgegeben. Otto Fale gibt Brühers „Charaktere“ heraus, Hermann Hesse „Die Heiligen Schriften“, Schmalz den Mörimee. Welcher zeitgenössischer Dichter hat eigentlich nicht auch einmal bei Georg Müller publiziert? Von Wilhelm von Scholz erschien eine Gesamtausgabe (jetzt Horen-Verlag), in einer monumentalen Ausgabe in drei Bänden erschien Däublers „Nordlicht“ (jetzt Insel), Alfred Döblin, Leonhard Frank,



Feuchtmanger, Franz Blei, Friedrich Dück, sie alle haben einmal bei Georg Müller verlegt. Aber merkwürdig: diese typisch nord-deutschen Schriftsteller und Literaten wandern ab.

Man blättert weiter, und immer mehr verfährt sich der Eindruck: der Optimismus, mit dem so verschiedenartiges unter einen Hut zu bringen versucht wird, ist wirklich echt süddeutsch, sogar münchenerisch. In zwei bis drei Jahren entsteht die schöne und reiche, äußerlich so bunte und reizvolle Sammlung der „Zweimarktbücher“. Sogar der „Kriminalroman“ wurde gesellschaftsfähig durch Humoristen wie Frank Keller, durch Einfalls-Phänomene wie Eben Elvestad. Welcher der streng literarischen Verlage vertritt in seiner geistig-literarischen Haltung das Kennwort „Kriminalroman“ oder Titel wie die der fideles Bücher Karl Ettlingers, deren eines heißt: „Aus fröhlichem Herzen“ oder ein anderes „Fräulein Tugendstolz, die edle Gouvernante“.

Es ist der Geist Münchens, der allbeliebte, für den das Durcheinander des Münchener Faschings oder des Münchener Bierkellers so bezeichnend ist, wo der Geheimrat mit dem Arbeiter den gleichen Senftopf benutzt: von dieser Art des Nebeneinanders von hoch und niedrig ist dieser echt süddeutsche Verlag, der Kriminalromane verlegen darf wie die schweren Memoiren der Kardinäle und Fürsten, der eine „Gastrophische Bücherei“ herausgeben darf neben Shakespeares und Schopenhauers, und der eben jetzt eine neunzehnbändige Gesamtausgabe Paul Ernstes beginnt.

Das ist der echt süddeutsche, heitere, lebensvolle Geist dieses sich immer erneuernden Verlags, der eine so verschiedene Gesellschaft unter seinem Dache mit Großzügigkeit, Liberalität und echter Humanität (wohl auch mit dem Humor, der den Geist nicht allzu wichtig nimmt) vereinigt.

Möge er weiter blühen, dieser Verlag des „deutschen Optimismus“!

## Der Kettenring.

Von Hans G. Reinsch.

Sebastian suchte ein stilles behagliches Zimmer, von dem aus er seine irdischen Ergüsse in die Welt hinausträumen konnte. Er hingelte an der Gartentür eines einsam gelegenen Hauses. Es wurde von einem alten Mann, einer vom Leid gezeichneten stillen Frau und einem jungen, lebenslustigen, den ganzen Tag trällernden Mädchen bewohnt. Der Alte öffnete. Sein zahnlöser Mund tauchte Tabak, und die Alte stand unter der Tür, die Hände über dem Kopf verschrankt, und versuchte ein freundliches Gesicht zu machen.

Sebastian sah das Zimmer, es gefiel ihm nicht so ganz, und er versprach, morgen wiederkommen. Da kam ein Singen aus dem Nebenzimmer, und die Tür öffnete sich. Etwas ganz Sonniges, Junges trat ein und erfüllte auch den Raum mit Singen und Sonnenschein. Aus ihren Augen bligte der Schall und kuschelige Wärme, als sie neckisch sagte:

„Das sagen die Herren immer, wenn sie nicht wiederkommen wollen!“

Sebastian schwieg, er war verwirrt, er — der Frauentöchter und Dichter! Und dann, dann stotterte er — er käme doch wieder und bringe seine Sachen mit. Eine kleine Hand streckte sich ihm entgegen, weiß und fein geformt, und als er sie erfaßte, riefelte es wohligh durch seinen Körper —

Maria hieß sie — und half ihm am anderen Tage seine Gabelfestigkeiten auspacken. Mit vom Büden-rotem Kopf sah sie auf, und endlich sagte er:

„Ich hätte Ihnen nicht zugetraut, daß Sie so mütterlich sein können!“ worauf sie ernst fragte, ob jenes Bild dort seine Eltern darstelle — und Sebastian entdeckte, daß sie blonde Haare und tiefblaue Augen habe. So gefiel ihm alles — halb! Erst war es ihre mütterliche Besorgnis, dann das blonde Haar und die Augen, dann ihr helles, sonniges Gesicht und später ihr burschikoses Wesen. Schließlich gefiel ihm alles an ihr.

Abends deckte sie das Bett auf und wünschte ihm gute Nacht, und er sah sie verträumt an und seufzte. Am Morgen brachte sie den Kaffee und fragte, ob er gut geträumt habe.

„Ja!“ sagte er lächelnd, „von einem blonden Mädchen mit sonnigem Gesicht, von Küßen und Rosen und Gesang und Glockenläuten — und von — von — nichts weiter!“

Sie sah ihn ernst an, und in die Stirn stahl sich eine kleine Falte, um den Mund legte sich ein leichtes Zucken. Ihre Augen aber sagten nur zwei Worte: „Du Tor!“

So gingen die Tage dahin, der Frühling kam, und das Blut rann schneller durch die Adern und löste Wünsche aus, die die Menschen nicht begriffen. Sebastian wußte nicht, was ihn zu Maria hingog, er wußte nur, daß die Sonne schien, wenn sie sang oder im Zimmer war. Aber sie küßten sich innig, lachten und träumten oft die halbe Nacht lang auf der Bank am Hause, saßen in die Sterne hinauf und — schliefen. Was aus ihnen werden sollte, wußte keines von beiden, und erst spät im Sommer fragte sie leise: „Hast du mich lieb?“

Er bejahte — und dachte: Vielleicht!

Im Herbst kam ihr Vetter auf Urlaub, und die Alten wollten, daß sie ihn heirate. Er brachte ihr Blumen und eine neue Schürze, blau mit roten Karos. Am anderen Morgen war Maria schwermütig, setzte das Frühstück auf den Tisch und huschte hinaus, ohne Morgenkuß. Am Nachmittag ging sie aus, zur Stadt, und kam nachts erst heim. Die Alte deckte das Bett auf und griesgrämig wieder hinaus. Sebastian aber schlief schlecht und träumte von Gewitter, Wüsten und Wolken, die die Sonne verdeckt hielten. Ob er ihr nicht sagte, daß er sie heiraten wolle — vor-aussichtlich. Daß sie ihm Sonnenschein sei — wenn sie im

Pause weilte! Am Nachmittag kam sie — der Vetter war angekommen.

„Verzeih!“ sagte sie, „ich hatte keine Zeit — bis jetzt — mir waren in der Stadt und kauften allerlei Sachen —!“ Da bei fuhr sie mit der linken Hand über die Stirn, und Sebastian sah einen glatten goldenen Reifen am Goldfinger glänzen. „Maria —!“ stöhnte er auf. Doch sie lächelte still und müde, terlich, nahm seinen Kopf in ihre beiden Hände und drückte einen Kuß auf seine Lippen, lange und innig, und dann, im Hinausgehen, rief sie wieder lächelnd zurück:

„Es war unser letzter, Basti — ich will noch etwas von meiner Jugend haben und Weib sein können — sollte ich warten, bis du ausgekräutert hast und die Glocken läuten? Nun bin ich halb verheiratet —“ und trällerte hinaus.

Die beiden alten Leuten lobten den Vetter sehr, er sei ein rechter Mann, und in wenigen Monaten sei schon Hochzeit.

Sie fand pünktlich im Frühjahr statt. Beim Abschied gab sie Sebastian von ihrem Mittelfinger einen goldenen Kettenring: „Ein Andenken meiner Urahn — denk zuweilen an mich!“

Sebastian dachte viel an sie. Es ging eine magische Kraft von dem Minglein aus und trieb sie beide immer wieder zusammen. Oft kam Maria von der Stadt herüber und plauderte mit ihm in seinem Zimmer oder auf der Bank.

„Siehst du ihn denn?“ traute er sich eines Abends zu fragen. Sie sah ihn traurig an und legte ihren Kopf stumm an seine Schulter. Zwei große Tränen rannen auf seine Hände, die ihren Kopf sanft hoben. Ein langer, langer Kuß — der erste nach der Hochzeit — ließ die Erinnerung an vergangene Tage wieder wach werden, sie kam allgewaltig über sie, und erst spät in der Nacht trennten sie sich.

Maria blühte wieder auf, sang auch wieder, und dann ließ sie sich Wochen lang nicht mehr sehen. Nach einem ausgedehnten Spaziergange fand er auf seinem Tisch ein schmales Kärtchen: Ihr erster Sohn hieß Sebastian!

Am diesem Abend legte er den Kettenring in ein kleines Schächtelchen und zog ihn nie wieder auf.

## Aus aller Welt.

Mit dem Faliboot über den Atlantischen Ozean. Der kühne Versuch, den Atlantischen Ozean mit einem schmalen, nur 6,5 Meter langen, zusammenlegbaren Boot zu überqueren, ist mißlungen. Kapitän Kommer war in beisspiellos zahl durchgeführter Fahrt in achtundfünfzig Tagen von Lissabon über die Kanarischen Inseln nach Westindien gelangt. Nahe am Ziel ist er vermutlich einem Tornado zum Opfer gefallen. Schon vorher hatte er dauernd mit schwersten Stürmen zu kämpfen gehabt, Haiische, deren er sich nur mit einer Stange erwehren konnte, belästigten ihn Tag und Nacht, eine zehn Zentimeter starke Schlammschicht, die das Boot allmählich überzog, beeinträchtigte sein Vorwärtkommen. Auf St. Thomas wurde der junge Deutsche durch den dortigen Gouverneur mit einer goldenen Medaille ausgezeichnet. Er war dann wieder gestärkt, um über Haiti und Cuba Neuhork zu erreichen. Seither hat man nichts mehr von ihm gehört. Ein Bild dieses tüchtigen Sportsman-nes bringt das „Illustrierte Blatt“ Frankfurt a. M. in seiner neuesten Nummer (Nr. 45). Aus dem weiteren Inhalt der Nummer verdienen folgende Bilderartikel hervorgehoben zu werden: „Wildwest in Köln“, „Die Frau im Sattel“, „Das Objektiv und seine Objekte“, „Ein neuer König der Könige“, „Wertheime für Geistesarbeiter“, „Junge Kunst“, „Sie irren sich...“, „Es wird gebaut“ und „Die Kulissen der Berliner Charité“. G. Webering hat eine lustige Seite, „Gesteigerte Berufsansprüche“ gezeichnet, eine Theaterseite bringt Porträts und Szenenbilder der neuesten Premieren von Berlin und Moskau. Auf dem Titelbild hat Karl Friedrich Brust nach vorliegenden Berichten gezeichnet, wie der blinde Passagier des L. 3. 127 vor Dr. Edener geführt wird. Das Gesteht ist vom Anfang der Woche zu haben.

Europäische Mode in Afghanistan. Amanullah führte in seinem Lande europäische Kleidung ein, und hat angeordnet, daß die Mitglieder des Parlaments im Gehrock, Zylinder und langer Hose bei festlichen Gelegenheiten zu erscheinen haben. Die bekannte Badenbarmode ist gleichfalls verpönt. Die Damentwelt hat den Schleier, dem Beispiel der Königin folgend, schon längst beiseite gelegt, und steuert ihren Kraftwagen mit großem Stolz.

Versicherungsgesellschaften für Fliegerunfälle. In den Vereinigten Staaten sind jetzt sogleich zwei besonders Gesellschaften gegründet worden, deren Tätigkeitsgebiet sich nur auf die Luftschifffahrt erstrecken soll. Die Gesellschaften werden nur Versicherungen von Fliegern und Luftfahrzeugen übernehmen. Die eine Gesellschaft heißt „Aero Insurance Company“, die andere „Aero Indemnity Company“. Der Gründer der an zweiter Stelle genannten Gesellschaft ist der ehemalige amerikanische Kriegsfieger Horatio Barber. An beiden Gesellschaften sind hervorragende Luftfahrzeugfachverständige und Finanzmänner beteiligt.

## Fröhliche Ecke.

Der gute Gatte. „Verdammte Zucht in der Elektrischen; niemand bekommt einen Schlag!“ — „Aber du hast ja einen, Papa.“ — „Gewiß, aber deine Mutter muß stehen.“

Zweifelhaft. „War Ihr Onkel noch im vollen Besitz seiner Geisteskräfte, als er starb?“ — „Ach weiß es nicht. Das Testament ist noch nicht eröffnet.“